

Das steht dir zu

41 Regeln enthält die UN-Kinderrechtskonvention. Hier sind acht der wichtigsten für dich zum Ausreißer



Alle sind gleich

Jedes Kind hat dieselben Rechte, egal wo es herkommt, welchen Glauben es hat oder ob es ein Junge oder ein Mädchen ist.



Gesundheit

Jedes Kind muss Essen und sauberes Trinkwasser bekommen, es muss sich waschen und aufs Klo gehen können – und wenn es krank wird, von Ärzten behandelt werden.



Bildung

Kinder müssen zur Schule gehen können, denn sie haben ein Recht darauf, zu lernen.



Keine Gewalt

Kein Kind darf geschlagen werden, und niemand darf es zu einer Arbeit zwingen, die gefährlich ist.



Eigene Meinung

Kinder dürfen sagen, was sie denken – in allen Dingen, die sie etwas angehen, müssen auch Politiker ihnen zuhören.



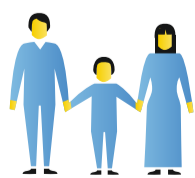
Freizeit

Jedes Kind muss Zeit haben, um zu spielen und sich auszuruhen.



Geheimnisse

Niemand darf ohne Grund in die Post von Kindern schauen oder das Zimmer durchsuchen.



Eltern

Jedes Kind hat das Recht, mit beiden Eltern aufzuwachsen, auch wenn die getrennt sind.

HIER AUSREISSEN!

Die Uroma der Kinderrechte

Vor 30 Jahren hielten die Vereinten Nationen fest: Kinder haben Rechte, und jeder muss sie beachten. Die Idee dazu ist schon 100 Jahre alt und stammt von der Britin Eglantyne Jebb

VON KATRIN HÖRNLEIN

Für Frieden und Versöhnung – mit diesen Worten waren am 19. Mai 1919 die Menschen in London in die Royal Albert Hall eingeladen worden. Doch viele, die zu der riesigen Veranstaltungshalle kamen, waren wütend. Einige so sehr, dass sie gammeliges Obst eingepackt hatten. Das wollten sie nach einer Frau werfen, die an diesem Tag auf der Bühne zu ihnen sprechen sollte.

Sie trug den ungewöhnlichen Namen Eglantyne Jebb, war 42 Jahre alt und hatte sich etwas Großes vorgenommen: Sie wollte hungernde Kinder in Deutschland, Österreich und Ungarn retten. Ungeheuerlich fanden das viele – und nannten Eglantyne eine Verräterin. Heute kann man nur darüber staunen, dass sie die Menschen so aufgebracht hat. Wie konnten sie etwas dagegen haben, dass jemand leidenden Kindern hilft?

Es waren nicht irgendwelche Kinder, die Eglantyne retten wollte, es waren die Kinder der Feinde. Im Mai 1919 war der Erste Weltkrieg erst seit wenigen Monaten zu Ende. Ein furchtbarer Krieg, in dem Millionen Menschen gestorben waren. Die Briten hatten mit ihren Verbündeten gegen Deutschland und Österreich-Ungarn gekämpft und erst nach jahrelangen erbitterten Kämpfen gesiegt. Und ausgerechnet den Kindern dort wollte diese Frau helfen?

Verrückt war das, dachten nicht wenige. Wir sollen die Söhne und Töchter derjenigen aufpäppeln, die unsere Verwandten getötet haben? Manche glaubten sogar, das sei geradezu gefährlich. Denn die Kinder, denen Eglantyne Essen, Kleidung und Medizin bringen wollte, würden heranwachsen und bestimmt den nächsten Krieg anzetteln.

Eglantyne war es egal, wer Sieger war und wer Besiegter. Sie sah Kinder, die an Hunger und Armut litten. Die Männer bekämpften sich im Krieg gegenseitig und werden als Helden gefeiert, sagte sie, das Leid aber hätten die Schwächsten zu ertragen: »Alle Kriege, gerechtfertigt oder ungerechtfertigt, verhängnisvoll oder siegreich, sind Kriege gegen Kinder.«

Was brachte Eglantyne dazu, so anders zu denken als viele ihrer Landsleute?

Sie selbst war kein armes Kind gewesen. Eglantyne kam im Jahr 1876 in England zur Welt, sie hatte drei ältere Geschwister, zwei jüngere folgten. Ihre Familie war wohlhabend, lebte in einem schönen Haus auf dem Land. Die Kinder wurden zu Hause unterrichtet, ritten mit den Pferden aus, gingen zu vornehmen Tanzabenden. Doch Eglantynes Eltern bemühten sich auch, ärmeren Menschen zu helfen. So lernten die Jebb-Kinder, dass es nicht allen so gut ging wie ihnen. Eglantyne erschien das früh ungerecht. »Die Welt ist falsch«, sagte sie zu einer ihrer Schwestern. Und weil sie einen ziemlichen Dickkopf gehabt haben muss, dachte sie nicht daran, sich mit dieser falschen Welt abzufinden. Eglantyne wollte die Welt »richtiger« machen.

Sie studierte, wurde Lehrerin und ging an eine Schule für arme Kinder. Das war ungewöhnlich. Frauen arbeiteten damals nur, wenn sie Geld brauchten. Reiche Damen blieben zu Hause und kümmerten sich um den Haushalt und die Familie. Eglantyne war das ein Graus. Doch als Lehrerin hielt sie es auch nicht lange aus. Bis zu 60 Kinder saßen vor ihr in der Klasse,

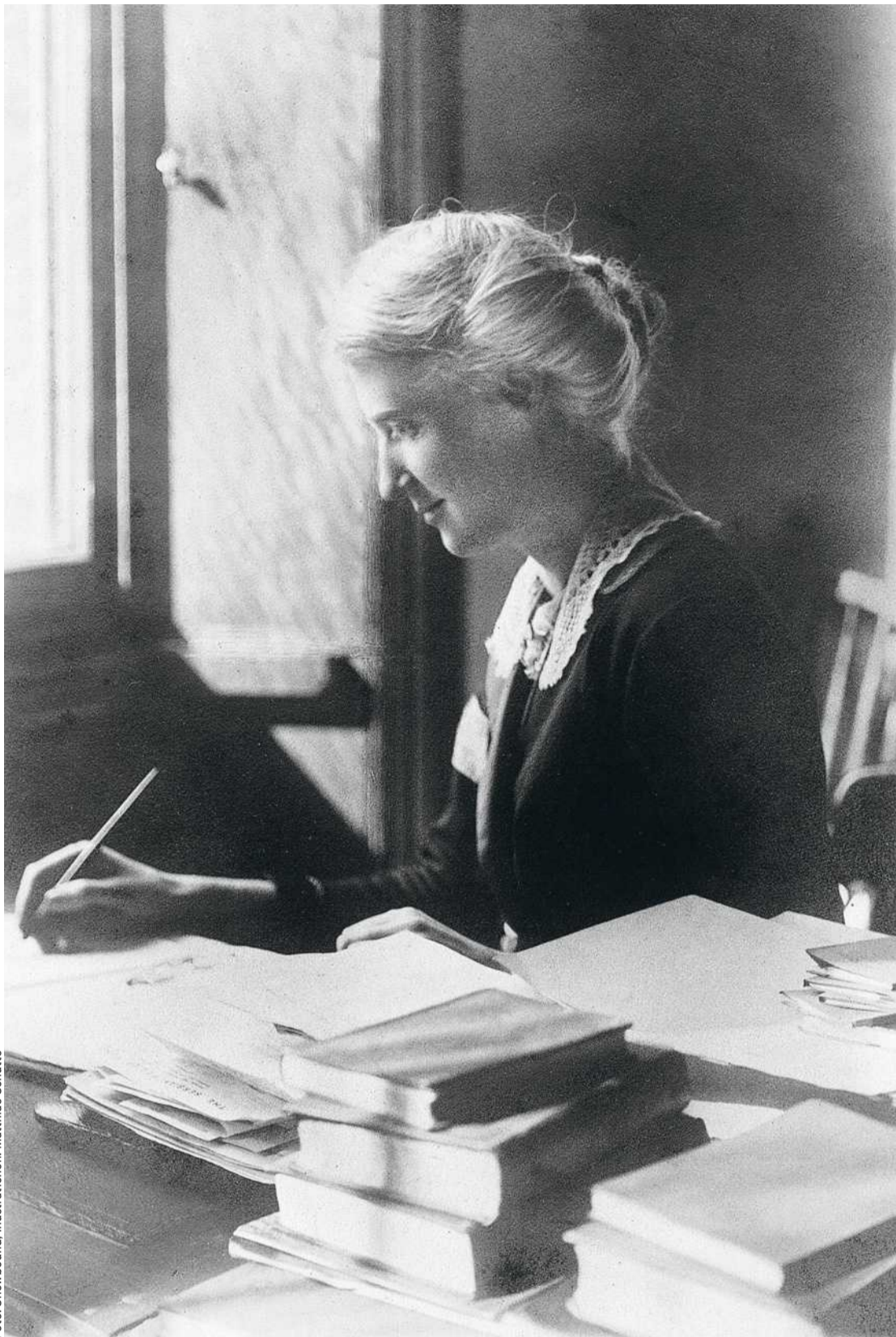


Foto: Snowbound; Illustrationen: Matthias Schulte

Eglantyne schrieb schon als Mädchen gern, darum glaubten alle, sie wird einmal Dichterin. Tatsächlich kämpfte sie mit ihren Texten später gegen Ungerechtigkeit

sie waren laut, gingen ihr auf die Nerven. *Little wretches* – kleine Schurken – nannte sie die Jungen und Mädchen. Eglantyne verzweifelte an ihnen, wurde oft krank. Und sie war überzeugt, auch den Kindern nichts Gutes zu tun.

Deshalb gab sie den Beruf auf und begann stattdessen zu erforschen, wie man benachteiligten Menschen helfen kann. Sie schrieb einen Bericht über Kinderarmut und reiste gemeinsam mit ihrer jüngeren Schwester Dorothy in Länder, in denen Menschen unter Kriegen litten oder flüchten mussten. Als dann der Erste Weltkrieg tobte und so, so viele Menschen starben, waren die Schwestern endgültig überzeugt, dass man für Frieden und Gerechtigkeit kämpfen muss. Und am besten erreiche man das, indem man sich um die Kinder kümmere, glaubten sie. Denn in Zukunft würden diese Kinder ja die Welt gestalten – und diese hoffentlich friedlicher machen.

Zunächst aber musste man dafür sorgen, dass die Kinder überhaupt überleben. So landete Eglantyne an diesem 19. Mai vor 100 Jahren auf der Bühne in London. Sie muss sehr nervös gewesen sein, denn sie mochte es nicht, große Reden vor Publikum zu halten. Ein Zuhörer erzählte später, wie Eglantyne anfangs leise sprach, ihre Stimme dann aber immer fester wurde. Sie hielt gar keine lange Rede, aber ihre Worte berührten die Menschen: »Es ist doch unmöglich, dass wir sehen, wie Kinder verhungern – und ihnen nicht helfen«, sagte Eglantyne. Da steckten die Zuhörer ihre Gammellobst-Waffen ein – und holten stattdessen die Geldbeutel heraus, um für die Kinder in Not zu spenden.

An diesem Tag entstand in der Royal Albert Hall ein großes Kinderhilfsprogramm, das es bis heute gibt: die Organisation Save the Children. Mit ihr konnten die Jebb-Schwester vielen Kindern helfen, doch Eglantyne hatte noch größere Pläne.

Schon 1919 hatte sie gesagt: »Es gibt nur ein Ziel: so viele Kinder retten wie möglich. Und es gibt nur eine Regel: ihnen helfen, egal in welchem Land sie leben und egal woran sie glauben.« Vier Jahre später verfasste sie eine ganze Liste mit Forderungen im Namen der Kinder. In fünf Kapiteln erklärte Eglantyne, worauf alle Kinder der Welt ihrer Meinung nach Anspruch haben: genug zu essen zum Beispiel, sich erholen zu können und nicht ausgebeutet zu werden. Dazu schrieb Eglantyne: »Ich bin davon überzeugt, dass wir auf bestimmte Rechte der Kinder Anspruch erheben und für die allumfassende Anerkennung dieser Rechte arbeiten sollten.«

Das Papier präsentierte sie dem Völkerbund in Genf – die Vereinten Nationen gab es damals noch nicht. Ein Jahr später, 1924, versprachen die Politiker dort, diese Regeln künftig zu beachten, und Eglantynes Liste wurde als »Genfer Erklärung« bekannt. Allerdings war die für die Staaten nicht verbindlich. Kein Land musste sich daran halten. Es sollte noch fast 70 Jahre dauern, bis das anders wurde.

Am 20. November 1989 verabschiedeten die Vereinten Nationen die Kinderrechtskonvention, ein Regelwerk, mit dem Kinder ihre Rechte heute sogar vor Gericht einklagen können.

Eglantyne Jebb erlebte das nicht mehr. Sie starb 1928, nur 52 Jahre wurde sie alt. An ihrem Grab standen kein Sohn und keine Tochter, die um ihre Mutter weinten. Eglantyne hat nie ein eigenes Kind bekommen – aber sie hat das Leben unzähliger Kinder besser gemacht.



»Die Meinung von Kindern zählt heute viel mehr«

Die Kinderrechtskonvention hat überall auf der Welt vieles verbessert, sagt Rudi Tarneden vom Kinderhilfswerk Unicef. Kinder wollen sich einmischen und mitreden – zu Hause und in der Schule. Damit das klappt, sollten sie wissen, was ihnen zusteht

DIE ZEIT: Vor 30 Jahren haben fast alle Staaten der Welt einen Vertrag unterschrieben, der Kindern Rechte zusichert. Werden die heute überall eingehalten?

Rudi Tarneden: Leider nein. Noch immer leben Millionen von Kindern auf der Welt in Armut. Und vielen widerfährt großes Unrecht. In Indien zum Beispiel werden etliche Kinder bei der Geburt noch immer nicht registriert, obwohl das die Kinderrechtskonvention vorschreibt.

ZEIT: Was ist daran das Problem?

Tarneden: Wer keine Geburtsurkunde hat, kann nicht beweisen, wie er heißt und welche Staatsangehörigkeit er hat. Diese Kinder sind lebendig – offiziell gibt es sie aber nicht. Sie können später oft nicht eingeschult werden. So lernen sie nicht lesen, schreiben und rechnen. Welche Berufe sollen sie ergreifen, wenn sie erwachsen sind? Es geht aber auch darum, ernst genommen zu werden. Ein Mädchen aus Afghanistan hat einmal zu mir gesagt: Ich möchte lernen, um jemand zu sein. Das hat mich sehr berührt.

ZEIT: Werden auch in Deutschland Kinderrechte verletzt?

Tarneden: Ja, in einer Stadt wie Essen im Ruhrgebiet etwa wächst fast jedes dritte Kind in einem armen Zuhause auf. Aus vielen Studien weiß man, dass arme Kinder bei uns benachteiligt sind. Es gibt auch bei uns eine große Kluft zwischen denen, die behütet aufwachsen und gefördert werden, und anderen, die von Geburt an deutlich weniger Chancen haben.

ZEIT: Was hat sich durch die Kinderrechte verbessert?

Tarneden: Die Regeln haben Regierungen dazu gebracht, Kinder mehr zu schützen. Die Gesundheitsversorgung weltweit hat sich wirklich verbessert, es müssen heute auch weniger Kinder arbeiten als noch vor 30 Jahren. Aber den größten Erfolg sehe ich darin, dass die Meinung von Kindern heute viel mehr zählt.

ZEIT: Ist das so?

Tarneden: Ja, ich erlebe das oft bei Versammlungen der Vereinten Nationen. Egal, ob es um Kinder im Krieg geht, um Umwelt- oder um Bildungsfragen,

die betroffenen Kinder werden gefragt. Oft sind sie die stärksten Redner.

ZEIT: Warum hat man die Kinder früher nicht gefragt?

Tarneden: Als ich klein war, wurden Kinder oft als Anhängsel angesehen. Sie sollten still sein und gehorchen. Heute hören Erwachsene mehr darauf, was Kinder sagen. Es bringt sie zum Nachdenken, manchmal sogar zum Handeln. Das sieht man gerade ja auch an Greta Thunberg.

ZEIT: Dennoch gibt es in Deutschland keinen Kinderrat, der gemeinsam mit Politikern entscheidet ...

Tarneden: Das stimmt, da ist noch viel zu tun. Das sagen auch die Kinder selbst. Das haben sie uns gerade in einer großen Umfrage bestätigt. Sie wollen ihre Meinung sagen, zu Hause, in der Schule, aber auch dort, wo sie leben. Zum Beispiel, wenn ein Spielplatz oder neue Straßen geplant werden. Aber nur ein kleiner Teil der Städte und Gemeinden bezieht die Kinder ein. Dabei ist es ihr Recht, dass man ihnen zuhört. Entscheidungen werden so auch besser.

ZEIT: Kennen die Kinder selbst ihre Rechte denn gut genug?

Tarneden: Nein, die meisten Kinder auf der Welt wissen zu wenig darüber – genauso wenig übrigens wie Erwachsene. Selbst an den deutschen Schulen werden nur selten die Kinderrechte gelehrt. Aber erst wenn man weiß, was einem zusteht, kann man es einfordern. Und man kann auch erkennen, wenn einem Unrecht angetan wird, und Stopp sagen.

ZEIT: Können Sie das genauer erklären?

Tarneden: Ich meine dabei zum Beispiel Kinder, die Gewalt erleben. Wer in der Familie geschlagen oder gequält wird, hält das oft für normal. Er kennt es ja nicht anders. Wenn ein Kind aber weiß, dass Eltern nicht hauen dürfen, holt es sich schneller Hilfe. Die Kinderrechte sind nicht nur ein Regelwerk für Regierungen, sie ändern auch im Kleinen unser Zusammenleben. Und wie Erwachsene Kinder behandeln.

Die Fragen stellte **Maria Rossbauer**